Der Retter

Autor(en): **Caro, Emmi**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573065

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Retter.

Nachdruck verboten.

Skizze von Emmi Caro, Zürich.

Als ein Wagen langsam die Allee hinauffuhr, knirschte der frischgestreute Kies, die Sonnenstrahlen tanzten auf den Steinchen und warfen sich mit der Pracht eines warmen Februartages gegen die langgestreckte weiße Front des vielfenstrigen Hauses. Nun hielt das Gefährt, und aus dem Portal eilten weiße Gestalten die Stufen hinab, um den Ankömmling in Empfang zu nehmen. Als er behutsam dem Wagen enthoben wurde, sah man die Gestalt einer wohlausschauenden jungen Frau auf der Tragbahre, die jetzt leise schaukelnd unter den Schritten der Männer die Treppe hinaufschwebte. Wie die Türflügel sich weit vor den Eintretenden öffneten, blies ein kalter Hauch in den hellen Tag hinaus, der das Weib wie aus dem Grabe kommend berührte. Sie fühlte sich zu Boden gesenkt, und als ihre noch sonnengeblendeten Augen sich mählich in die Dunkelheit fanden, bemerkte sie sich in einem Gewölbe, das von der Decke her durch künstliches Licht ganz schwach erhellt war. Während ihre Blicke furchtsam durch den Raum glitten, blieben sie auf einmal auf der gegenüberliegenden Längswand haften, wo sie noch eine Tragbahre und auf ihr die regungslose Gestalt und das ihr zugewandte bleiche Profil eines Mannes gewahrte. Sie seufzte erleichtert auf: „Ein Leidensgefährte also, nicht ganz allein!“ Wie minderte das die Angst vor dem Kommenden! Sie faltete ihre Hände und schloß geduldig die schweren Augenlider.

Als Frau Zeerling aus wirrem Schlaf erwachte, fand sie sich in einem geräumigen Saal zuvorderst bei der Tür, und an den Wänden neben ihr und gegenüber standen Betten wie ihres. Eine Pflegerin in hellem Blau und blendendem Weiß mit rosigem Gesicht hantierte geräuschlos um die Kranken. Mit förmlichem Behagen schaute die junge Frau den Bemühungen der Schwester zu. Nach den schweren Wochen drüben im Spital schien ihr hier „Genesung“ auf allen Wänden geschrieben. Jetzt gleitet die Schwester lautlos zu ihr hin: „Nun, kleine Frau, wie geht es Ihnen?“

„O, ich fühle mich beinahe wohl!“ sagt die Kranke und lächelt so dazu, daß alle Leidensfurchen in dem Gesicht sich glätten und es ganz verwandelt ist für einen Augenblick.

„Aber lassen Sie mich nicht hier unten bei den Schwerkranken!“ fügt sie mit bescheidener, doch dringlicher Stimme hinzu, und ihr Blick geht zu den Betten ihrer nächsten Umgebung, wo regungslose Gestalten in den Kissen liegen.

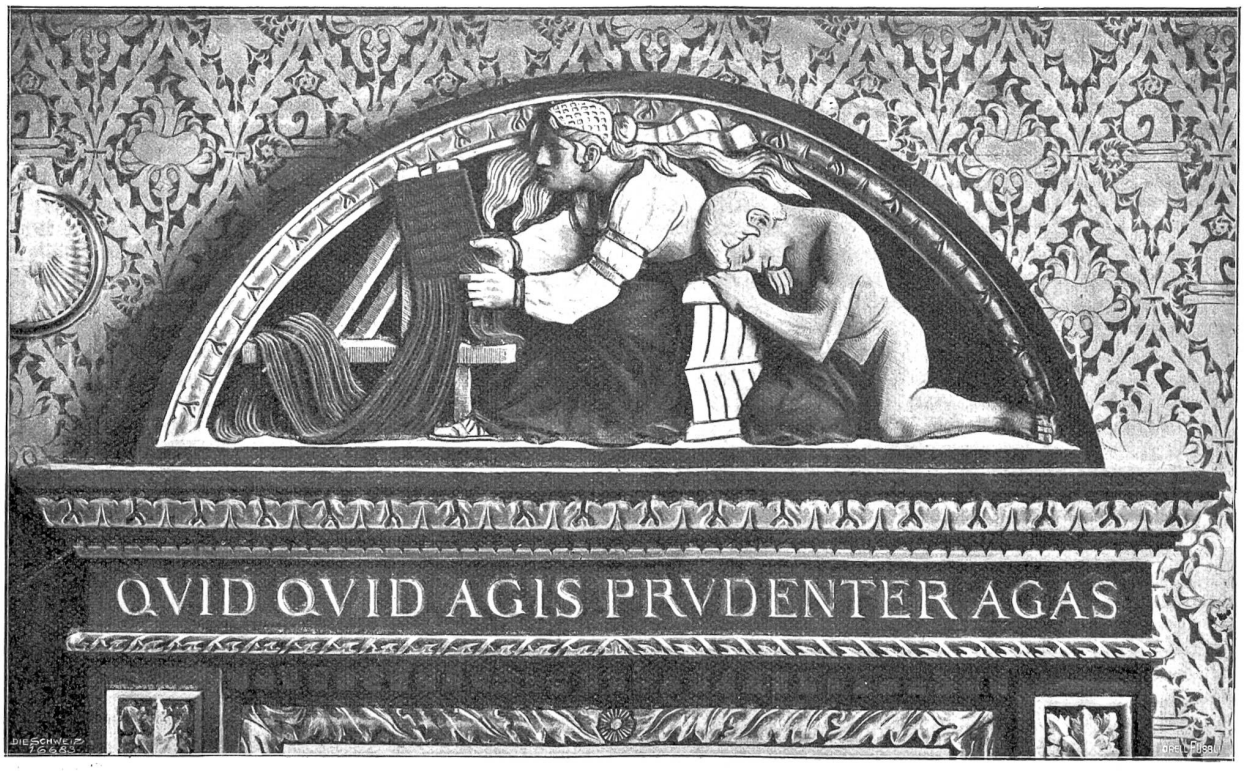
„Dürfte ich nicht vorn zum Fenster kommen, daß ich in den Garten hinabschauen kann?“

„Das wird sich wohl tun lassen,“ meinte die Schwester gütig; „zuvor aber muß der Arzt seine Runde gemacht haben“ — und schon glitt sie weiter zum nächsten Bett.

Als der Professor erschien, umgeben von einem Stab junger Leute, verweilte er längere Zeit bei dem Neuankömmling, trat dann zurück, um den Bericht der Schwester entgegenzunehmen, und als sie schließlich des Anliegens der Kranken Erwähnung tat, meinte er bedeutsam, man möge nur immer ihrem Wunsch willfahren. So ruhte Frau Zeerling nun an erster Stelle im Saal, dicht bei dem breiten Fenster, und aufrecht sitzend, wie sie es am liebsten tat, konnte sie auf den wohlgepflegten Rasen mit dem Kiesweg in der Mitte hinabschauen und drüber hinweg noch weit auf die Dächer der untern Stadt bis hinüber zu dem blauen Bergrücken. Ganz friedlich strichen ihr so die Tage hin. Der Schwester war sie die liebste Kranke, immer sanft und dankbar, und nie jammerte sie laut, wenn die Schmerzen kamen. Auch nahm die Pflegerin einen persönlichen Anteil an der jungen Frau, seit sie über Mann und Kinder ihr hie und da erzählt hatte, des Morgens etwa, wenn ihr die schweren blonden Flechten neu geordnet wurden. Sie habe drei liebe Kinderchen, erzählte sie; das jüngste sei ein Mädchen. Ihr Mann sei Künstler und weit draußen in Deutschland an einer großen Bühne. Dabei sei er so einfach, anspruchslos in seinen Bedürfnissen, wohne so bescheiden wie möglich, gehe nicht ins Wirtshaus, kurz, spare mit allen Kräften für Frau und Kinder, an denen er leidenschaftlich hange. An ihm liege es gewiß nicht, wenn von der Gage nicht viel für die Familie übrigbleibe bei dem teuern Leben draußen in der Fremde. Wenn er doch heimkommen könnte! An dem Punkt angelangt, geriet ihre Stimme ins Wanken. „Aber erfahren darf er es nicht, daß ich hier krank liege,“ brachte sie noch mühsam hervor; „sonst ließe er alles im Stich und brächte sich noch um die Stellung!“

Ein Tag reihte sich gleichförmig an den andern und eine bange, schlaflose Nacht an die andere. Wenn dann der Morgen die ersten zarten roten Wölkchen über den Berggipfel drüben emporhob und vollends wenn die Sonne hervortrat und ihre gleißenden Strahlen die ruhende Stadt unten aus dem Schlummer weckten, dann schwoll die Hoffnung wieder übermächtig in der jungen Frau. Sie würde gesunden, wenn man auch all die andern im Saal, die jetzt noch ruhig schliefen, hinaustragen müßte, sie würde ihrer Familie zurückgegeben! Und steil aufgerichtet, ohne Stütze saß sie und blickte unverwandt in den werdenden Tag hinaus. Und als der Arzt die Morgenrunde machte und zu ihr hintrat, saß sie noch immer so aufrecht, lebhaften Auges und schien ganz den

Eduard Zimmermann, Stans-München. Moses mit symbolischen Frauengestalten (Gesetzgebung und Gerechtigkeit), Relief (1904) im Großratssaal des Basler Rathauses, vgl. „Die Schweiz“ IX 1905, 544.



Eduard Zimmermann, Stans-München. Penelope, Relief (1904) im Großratssaal des Basler Rathauses, vgl. „Die Schweiz" IX 1905, 544.

Eindrücken des glanzvollen Märztages hingegeben. Des Professors sachlich ernstes Gesicht wurde teilnahmsvoll. Er fragte wenig, untersuchte genau und meinte zur Schwester im Hinausgehen: „Ich möchte doch wissen, was der Frau die Kraft gibt, in dem Zustand sich so aufrecht zu halten!" — Frau Zeerling folgte alle Morgen mit Interesse den Aufzeichnungen der Schwester auf die Schiefertafel am Kopfende ihres Bettes, und manchmal, in ihren kleinmütigen Augenblicken war es ihr, als ob diese kalten, weißen Buchstaben, die sie nicht verstand, wie das Verhängnis über ihr hingen. Aber gewaltsam riß sie sich jedesmal aus der verzagten Stimmung, und ihr Blick wandte sich zu dem Tischchen neben ihrem Bett, wo teilnehmende Nachbarn das Bild ihrer Kinder aufgestellt hatten, hübscher, gepflegt ausschauender Kinder. Dann stand es bei ihr felsenfest, daß sie geheilt würde.

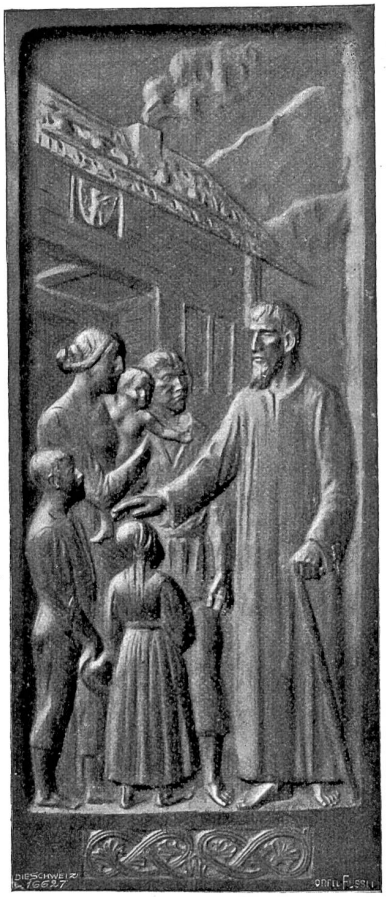
Indessen konnte es niemand entgehen, daß das Oval ihres Gesichts zusehends spitzer und härter wurde, und eines Morgens, als die Schwester wieder um die Kranke bemüht war, meinte sie zögernd, ob es Frau Zeerling nicht Freude machen würde, ihren Mann bei sich zu wissen. Die junge Frau stutzte und riß erschreckt die Augen auf: sollte es also doch bedrohlich um sie stehen? durchfuhr es sie, und ihr Körper zitterte bei dem Gedanken. Aber mit heftiger Gebärde, wie man es von der sanften Frau nicht erwartet hätte, stieß sie die Frage von sich. „Nein, nein, den Schmerz tu ich ihm nicht an: ich will gesund werden und ihn dann zu mir rufen!" Die Schwester zog sich zurück, ohne ihr noch etwas Tröstliches gesagt zu haben. Wenn auch an vieles gewöhnt, hatte es sie doch ergriffen, wie das junge Weib bei dem Todesgedanken zusammengeschauert war bis ins Innerste. — An diesem Tag lag Frau Zeerling merkwürdig still und wie teilnamslos in den Kissen. Es kämpften in ihr die Sehnsucht, den Freund um sich zu haben, und der Schmerz, daß er sie so wiederfinden sollte. In der Nacht kam ihr seit langem ein ruhiger Schlaf, und als sie andern Morgens bei heller Sonne erwachte, streifte kein Blick auf den beglänzten Rasen und die glitzernden Dächer hinüber, woraus sie doch bisher alle Morgen sich neue Lebensgeister sog, sondern mit klarer Stimme bat sie die herantretende Schwester um Papier und Stift zum Schreiben. Sie setzte sich steil aufrecht und begann mit ruhiger Hand: „Lieber Konrad! Es wird Dich hoffentlich nicht erschrecken, daß ich im Spital hier liege. Entschuldige bitte, daß ich Dir den Kummer mache und es nicht länger verschweige! Aber es geht nun schon in die dritte Woche, und die Kinder brauchen mich sehr. Ich schreibe Dir nun, weil ich ganz sicher weiß, daß die Freude mich gesund machen wird, wenn Du bei mir bist. Auf baldiges Wiedersehen hofft Deine Dich liebende Irma." Ihre Finger zitterten vor wachsender Hast und Anstrengung, während sie den Brief schloß und die Schwester zu sich winkte. Dann legte sie sich erschöpft zurück.

Seit Absendung des Briefes war eine Spannung in den Zügen der leidenden Frau zu bemerken, keinerlei Unruhe — sie war seines Kommens sicher — aber ein Gehobensein, als ob der Erwartete jeden Augenblick zur Tür hereintreten könnte. Er kam indes nicht, und die feinfühlende Schwester, die eine wirkliche Teilnahme für ihre Pflegebefohlene gewonnen hatte, begann schon eine Enttäuschung zu fürchten. Frau Zeerling selbst hegte nicht den leisesten Zweifel. Es langte denn auch nach einigen Tagen eine offene Karte an, auf der mit schöner großer Handschrift die wenigen Zeilen standen: „Geliebte, ich eile in Deine Arme und bin schon unterwegs. Ewig der Deine, Konrad!" Mit stillem Lächeln nahm die Frau die Karte in Empfang und legte sie unter ihr Kopfkissen. Es vergingen wieder mehrere Tage, ohne daß die Kranke die geringste Ungeduld verriet; nur schien es, als ob die Außenwelt für sie nicht mehr da wäre. Kein Blick ging durch das weit geöffnete Fenster, zu dem die erste Frühlingswärme lockend hereinströmte. Sie hatte auch keinen Morgengruß für ihre Nachbarin im Saal, mit der sie sonst wohl ein freundliches Wort zu tauschen pflegte, ein gegenseitiges, teilnehmendes Befragen: „Wie geht es heute?" Ihre Augen ruhten unverwandt, mit seltsam feierlichem Ausdruck, mit fast religiöser Andacht auf der Türe,

wo der Ersehnte eintreten werde. Und endlich kam er. Die Schwester trat eines Morgens mit heiterem Gesicht zu ihrem Bett: „Ihr Mann steht draußen und möchte herein zu Ihnen... Aber nur fünf Minuten!“ fügte sie warnend hinzu, als sie merkte, wie der Kranken ob der Nachricht das Herz bis zum Halse hinauf hämmerte. Dann trat ein schlanker Mann in den Saal und ging erhobenen Hauptes, mit gemessenen Schritten bis zu den Fenstern vor. Als er dort seine Frau gewahrte, wurden die Bewegungen doch etwas unsicher, eine peinliche Ueberraschung ließ sich nicht verbergen. Sie indes sah wie verklärt aus. Die Freude hatte ihre Glieder gelähmt, die Arme hingen schlaff herunter, nur ihr Gesicht leuchtete ihm entgegen. Die Schwester zog sich zurück, um die erste Wiederbegegnung der Eheleute nicht zu stören. In den Augen rings der Frauen im Saal lag es wie Neid und Hunger nach dem Reichtum, den die Kranke noch vor ihnen voraushatte in der Liebe eines so stattlichen Mannes. Er setzte sich an ihr Bett und nahm eine ihrer Hände in die seinen. Gesprochen wurde nichts zwischen ihnen, und als nach abgelaufener Frist die Schwester zu ihnen trat, erhob er sich sogleich, drückte einen sehr langen Kuß auf die Stirn seiner Frau und ging elastisch und hochaufgerichtet hinaus. Der Arzt hatte ihn über den bedenklichen Zustand der Kranken in keiner Täuschung gelassen. Jetzt, auf dem Korridor meinte er zu der ihn begleitenden Schwester, er zweifle nicht daran, daß seine Frau durch seine Gegenwart geheilt würde, weshalb sie ihn auch zu sich gerufen habe und wie sie es selbst felsenfest erwarte. Während er sich entfernte und die Schwester einen Augenblick der schönen Mannesgestalt nachschaute, fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf: „Da stimmt etwas nicht!“ meinte sie vor sich hin und ging wieder an ihre Arbeit. Drinnen fiel es Frau Zeerling mit Beschämung ein, wie sie in dem wunschlosen Frieden, den ihr seine Anwesenheit einflößte, keinen Gedanken gehabt an ihre Kinder, keine Frage nach ihrem Befinden. Das wollte sie nachholen das nächste Mal und von ihm hören, in wessen Obhut sie der Vater bringen würde bis zu ihrer gänzlichen Genesung.

In der Tat war nach kurzem eine Besserung im Zustand der Patientin offenbar. Die Schwester staunte über die günstige Veränderung, und auch die Aerzte mußten sie mit Verwunderung bestätigen. Sie aß und trank und behielt bei sich, was man ihr reichte. Ihr Atem ging ruhiger; seit langem fand sie nachts wieder den Schlaf ohne künstliche Mittel; selbst am Tage nach den Besuchen ihres Gatten schlummerte sie hie und da friedlich wie ein Kind. In Anbetracht seines kurzen Urlaubs hatte man ihm jederzeit Zutritt zu der Kranken gewährt. So kam er denn täglich des Morgens und des Abends und brachte jedesmal einen Arm voll prächtiger Blumen mit. Vor der Tür schon hatte ihm wiederholt die Schwester gesagt: „Es ist aber doch merkwürdig, wie Ihre Frau sich erholt!“ Dann lächelte er befriedigt: „Das mußte so kommen!“ und mit gemessenerem Gang noch und mit sieghafterem Blick als sonst durchschritt er den Saal Sie richtete sich dann steiler auf und genoß den Triumph, wie sie alle Augen auf ihm haften fühlte.

Er saß schon lange nicht mehr stumm neben dem Bett seiner Frau, sondern erzählte lebhaft und unausgesetzt, und sie hörte mit stillem, gläubigem Gesicht zu, vergaß sich und ihre Schmerzen, ihre Umgebung und ihre Kinder und hatte nur den Wunsch, ihn immer sprechen zu hören. „Du glaubst nicht, wie mich mein Beruf erfüllt; ich fühle, daß ich immer noch wachse. Als der berühmte Gast neulich mitten im Gastspiel erkrankte, mußte ich in letzter Stunde für ihn eintreten, und nie hat mir das Publikum so zugejubelt wie an jenem Abend. Wie ich jetzt die Reise zu dir antrat, glich es mehr einem Triumphzug als einer Reise. Von Ort zu Ort zog ich den Rhein hinauf, und überall feierten mich die Kollegen, gaben Feste meinetwegen und wichen nicht von mir bis zur Weiterfahrt . . .“ Frau Zeerling hatte wieder hingerissen gelauscht und geschaut, wie er mit den Gesten seiner schlanken Hände die Wirkung der Worte unterstützte. Jetzt fuhr es ihr auf einmal kalt durchs Herz. „Also so hatte er sich beeilt, in ihre Arme zu fliegen!“ Die liebe Karte knisterte noch unter ihrem Kopfkissen. Sie lag bitter leidend und zuversichtlich seiner harrend von Tag zu Tag, und er unterbrach die Reise in jeder Stadt, die am Wege lag, und war fröhlich mit fröhlichen Genossen! Es fror sie, und sie schloß ihre Augen wie vor etwas Unfaßbarem. Der Künstler bemerkte es mitten im Plaudern, hielt es für einen Schwächeanfall und verließ seine Frau, damit sie sich rasch erholen möchte. Kaum allein, erschrak die Kranke vor sich selber. Zum ersten Male in all den Jahren ihrer Ehe war ein Groll gegen ihren Mann in ihr aufgestiegen. Was hatte sie aus den harmlosen Worten herausgehört? Die Fieber müssen ihr die Sinne erregt und den bösen Gedanken eingeflüstert haben! War nicht in ihrem Herzen sein Bild dadurch befleckt worden, das bis dahin rein und glänzend dort geherrscht hatte? Gewiß haben ihn zwingende Gründe zu dem Aufenthalt unterwegs bestimmt! Ja, sie



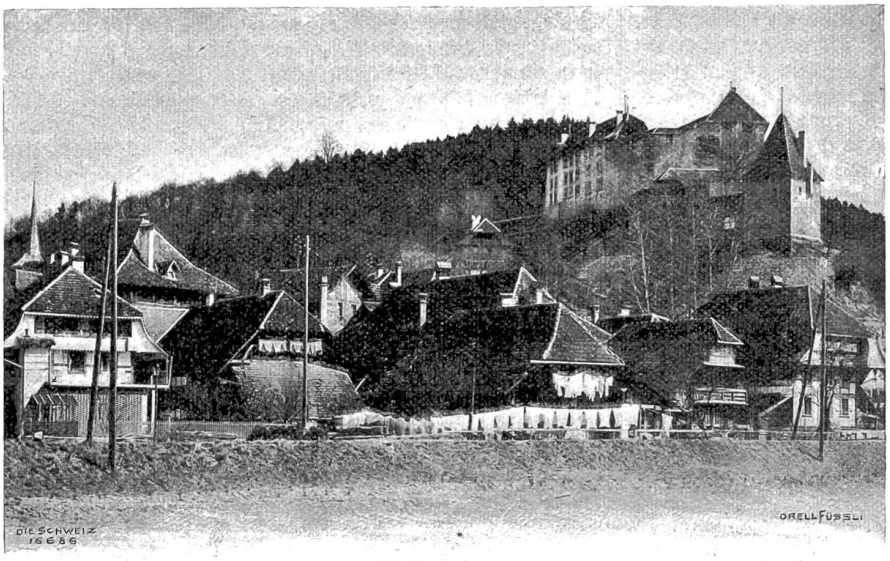
Eduard Zimmermann, Stans-München. Aus dem Leben Niklaus' von der Flüe. Abschied von der Familie. Bronzerelief (1905) in der Liebfrauenkirche zu Zürich.

Eduard Zimmermann, Stans-München. Aus dem Leben Niklaus' von der Flüe. Vision (am Himmel erscheint das Symbol der Dreieinigkeit). Bronzerelief (1905) in der Liebfrauenkirche zu Zürich.

ahnte schon, die Mittel fehlten ihm zur langen, teuern Reise. Sie hatte doch selbst oft genug und mit innigem Bedauern aus seinen Briefen von seiner fast chronischen Geldnot erfahren! Und wie hatte er sich gefreut, wenn sie von ihrer Hände Arbeit ein Scherflein für ihn erübrigte, nachdem das Notwendigste für die Kinder und der Zins zusammengebracht war! Nein, nein, sie wollte im Stillen inbrünstig Abbitte tun für diesen niedern Verdacht!

Indessen neigte sich der Urlaub des Künstlers zum Ende; aber die flehentlichen Blicke der Kranken im Verein mit seinem eigenen stolzen Wunsche, das Wunderwerk ihrer Heilung zu vollenden, bestimmten ihn, um Verlängerung nachzusuchen. Es wurden ihm nur noch zwei Tage bewilligt. Da wurde es der jungen Frau klar, daß diese kurze Spanne Zeit nicht mehr mit den bunten Erzählungen ihres Mannes auszufüllen sei, wenn ihr auch wohl dabei war wie einem Kind, das ins Märchenland geführt wird — sondern daß es nun galt, für die Kinder auf längere Zeit geregelte Ordnung und Unterkunft zu schaffen. Denn das war ihr noch letzthin von den Aerzten eindringlich betont worden: im Fall ihrer Genesung sei an eine Rückkehr zur Familie noch nicht zu denken, sondern eine vielwöchentliche Erholungskur erforderlich. Während sie angestrengt verschiedene Möglichkeiten erwog, fiel es ihr plötzlich mit Befremden bei: „Wieso hat er von den Kindern noch mit keinem Wort gesprochen?“ Aber schnell, fast gewaltsam ergriff sie die Antwort: „Aus übermäßiger Liebe zu dir hat er keine andere Sorge und keinen andern Gedanken, als dein Gesundwerden!“ Und ihr Herz wurde wieder ruhig in dieser Melodie. Aber mit ungeduldiger Sehnsucht harrte sie heute dem Manne entgegen. Schien es ihr nur so, oder kam er wirklich soviel später wie gewöhnlich? Ihr waren Stunden und Tage vergangen, kaum daß sie dessen gewahr geworden. Wie in Zeitlosigkeit hatte sie auf ihrem Krankenlager dahingelebt. Erst seit seinem Hiersein achtete sie wieder auf die Tageszeiten und sah nach dem Stand der Sonne aus. Eben neigte sie sich schon zum Berggipfel drüben hinab, und er war noch nicht da. Endlich trat er ein, heiter und elastisch wie immer. Er begrüßte seine Frau mit dem üblichen Kuß auf die Stirn, sagte mit offener Freude: „Du siehst schon beinahe blühend aus!“ und ließ sich neben ihr auf dem gewohnten Sessel nieder. Sie legte ihre Hand in die seine, und ehe er noch etwas sagen konnte, fragte sie: „Wie geht es den Kindern?“ „O, die sind brav,“ meinte er; „die Buben gehen artig zur Schule und lernen was; sie fragen gar nicht nach dir!“ Es ward ihr weh von der Antwort; aber sie fragte tapfer weiter: „Und wer schaut jetzt nach ihnen?“ Er sah sie etwas überrascht an. Sie hatte ihm immer nur zugehört all die Tage und noch keine Frage gehabt. Wie kam sie nur heute darauf? Er erinnerte sich auch der Mahnung des Arztes, daß er in Gesprächen alles Aufregende von ihr fernhalten sollte. „Die Kinder sind gut versorgt,“ sagte er ausweichend. „Aber sie sind nicht mehr daheim,“ erwiderte die Kranke aufmerksam. Sie war von ihren wackern Hausleuten und auch vereinzelten Nachbarn, die der unermüdlich fleißigen jungen Frau in ihren gesunden Tagen sehr gewogen waren, hie und da besucht worden und hatte von ihnen Nachrichten über die Kinder empfangen. — Als Frau Zeerling so unerwartet ins Krankenhaus gebracht wurde, nahm der Hausbesitzer ihre armen Kleinen zu sich und ließ sie Speise und Lagerstatt mit seinen eigenen teilen, obschon weder vom einen noch vom andern Ueberfluß bei ihm war. Als dann die Mutter nicht zurückkehrte, schrieb er an den Vater, er möge seiner Kinder sich annehmen. Es war aber die Antwort gekommen, der Künstler sei nicht abkömmlich. Darauf hatte man die Kleinen in ein Versorgungshaus getan. Nicht von der Aufforderung, die an ihren Mann ergangen war, aber von der Ueberführung der Kinder wußte die Kranke. Sie hatte es gebilligt und begriffen und mit stummem Händedruck den braven Leuten gedankt, die ihre verwaisten Kinder zu sich genommen hatten . . . „Die Kinder sind im Heim draußen und kreuzvergnügt mit den andern,“ erklärte jetzt Herr Zeerling, ihrer drängenden Frage nachgebend. „Da mußt du aber viel bezahlen!“ sagte sie kummervoll. Er lachte: „Meinst du, ich sei über Nacht ein Krösus geworden? Bezahlt habe ich noch keinen roten Heller!“ Die Frau erschrak. „Dann wird man sie nicht behalten können!“ „So sagte mir auch heute die Oberin,“ antwortete er gelassen. Ihr schlugen die Zähne zusammen, sie begriff auf einmal ihren Mann nicht. Aber nein, diese heitere Ruhe kam nur daher, daß er längst eine andere Versorgung ausfindig gemacht! Warum nannte er sie nicht gleich? Warum peinigte er sie so? „Du wirst sie mitnehmen,“ fiel ihr frohlockend ein, „du selbst willst die Kinder behüten?“ und sie atmete auf. Sein Gesicht erstarrte förmlich, und im Uebermaß des Erstaunens vergaß er seine Umgebung und antwortete mit schallender Stimme: „Nein, wirklich, daran habe ich nicht gedacht! Ich soll die Kinder zu mir nehmen, wo ich fast nie zu Haus bin, soll auf sie aufpassen und dabei meine Rollen studieren? Nicht lieber gleich meinen Beruf an den Nagel hängen?“ In der Entrüstung machte er große, aufgeregte Gesten. Sie waren aber nicht schön und maßvoll wie sonst und enthüllten etwas Neues, Brutales. Die Frau zog sich mechanisch tiefer in ihre Kissen zurück. Ihre Augen verloren den Glanz, das Rot ihrer Wangen verschwand auf einmal, wie bei einer Theaterdame, die nach der letzten großen Szene abgeschminkt hat. „Du hast ja recht,“ bezwang

Eduard Zimmermann, Stans-München.
Aus dem Leben Niklaus' von der Flüe. Vermittlung auf der Tagsatzung zu Stans (1481). Bronzerelief (1905) in der Liebfrauenkirche zu Zürich.



Laupen mit Schloß, von der Westseite gesehen.

sie sich, „das ist nichts für den Künstler!“ Aber die Kinder können doch nicht auf die Straße gesetzt werden! Zeig du mir einen gangbaren Weg! Du bist der Gesunde mit dem hellen Kopf, ich bin krank und mir schwindelt vor Unruhe und Schwäche!“ Sie preßte die Hände zusammen, und ihr Blick klammerte sich an sein Gesicht. Er zuckte die Achseln und schwieg — — —

Als er noch immer nicht Miene machte, das Schweigen zu brechen, überkam sie ein Angstgefühl, als ob sie den Ausweg nicht mehr finden würden. Es hämmerte ihr gegen Hals und Schläfen, und in allem Aufruhr ihres Innern spürte sie deutlich mit brennender Scham: „Das ist die erste Schwierigkeit in unserer Ehe, die ich auf seine Schultern lege, und er versagt!“ Jetzt schlug wie aus der Ferne seine Stimme an ihr Ohr: „Du regst dich auf, überschlafen wir die Sache!“ „Ueberschlafen?“ wiederholte sie gedehnt. „Nein, nein, dazu hab' ich nicht Zeit, gleich jetzt muß ich die Lösung finden!“ Wieder arbeiteten und jagten sich die Gedanken in ihr. Auf einmal wurde ihr Gesicht hell, und sie sagte ganz ruhig: „Du mußt die Kinder zu deiner Mutter bringen!“ „Er wehrte sich aufs heftigste: „Das ist undenkbar: bis an die böhmische Grenze, in dieser Jahreszeit, mit drei kleinen Kindern! Mein Urlaub ist fast zu Ende, und hier fortgehen, wo ich bis zur letzten Stunde unentbehrlich bin, jetzt, wo ich es soweit gebracht, daß du bald völlig gesund sein wirst... Wenn ich jetzt den Rücken kehre, siechst du wieder hin! Es ist unmöglich!“ Und er ergriff eine ihrer Hände, die sie müde in der seinen ließ, während ein Schauer ihren Körper bis zu den Fersen hinabrann. Wie würden sie vor einer halben Stunde noch diese Worte entzückt haben! Wie innig würde sie der Ausdruck seiner Sorge um sie berührt haben! Und jetzt muß der Glaube an ihn, an seine Liebe ausgetilgt sein, unwiederbringlich dahin, der Glanz, der Reichtum, das ganze Glück ihres Lebens! Ein Trugbild hat sie im Herzen getragen all die schweren, arbeitsvollen, zufriedenen Jahre ihrer Ehe hindurch! Die Qual ließ sich nicht mehr fassen und quoll ihr heiß in die Augen. Und war sie denn berechtigt, an seiner Liebe zu verzweifeln, weil er den Kindern kein Vater war, wie sie ihnen eine Mutter war? Ist nicht in aller Welt die Mutter die Nächste zu ihnen und von Geburt an die Einzige, die bereit ist, ihr Herzblut für sie hinzugeben? Und wenn seine Liebe nicht so groß ist, daß sie die ganze Familie gleichmäßig warm umfaßt, so ist sie doch immer tief und ehrlich für sie, für sein Weib gewesen! Wie wäre es anders möglich, daß seine Stimme sie berauscht, sein Anblick ihre Schmerzen hebt, seine Erscheinung ihre Kräfte stärkt, seine Gegenwart sie von schwerer Krankheit zu heilen vermag? Wenn das nicht Liebesmacht ist, woran soll man dann glauben? Sie richtete den zusammengesunkenen Leib in die Höhe und sagte mit fester Stimme: „Du mußt die Kinder zu deiner Mutter bringen, du mußt es tun, mir zu Liebe!“ Er fuhr wild auf: „Du bleibst dabei, daß ich die Kinder zur Mutter bringen soll, und ich sage dir, daß ich es nicht tun werde, daß es unmöglich ist! Woher sollte ich auch die Mittel nehmen, um eine solche Reise zu bezahlen? Der Vorschuß, den ich nahm, ist längst verbraucht!“ „Was für eine rauhe Sprache?“ dachte sie; „ist das der gleiche Mann noch, der mit mir lebte?“ Sie raffte sich aber steil empor: es gilt die Sicherheit der Kinder! „Du kannst dir Geld verschaffen,“ sagte sie; „es ist unbestimmt, wann ich zurückkehre, und die Kinder können nicht im Hause bleiben. Gib unsere Möbel zu Pfand, und du hast auf einmal die nötige Summe!“ Er lachte: „Meinst du, ich sei nicht allein schon so schlau gewesen und hätte mir auf diese bequeme Art ein nettes Sümmchen verschafft? Das Geld ist leider längst dahin!“ Da war der Frau, wie wenn sich jäh ein Abgrund vor ihr öffnete. Ihr Mann hatte den Haushalt aufgelöst, als ob sie schon gestorben wäre, und saß zur gleichen Zeit an ihrem Bette und sonnte sich in seinem stolzen Werk, daß sie durch seine Gegenwart zu genesen schien. Und das Geld war schon vertan! Mit wem vertan? Hat er auch hier fröhliche Feste gefeiert und ging von ihrem Krankenlager in den hell erleuchteten Saal und saß zu Tisch mit ausgelassenen Freunden? Sie schloß die Augen und betete mechanisch mit fliegender Hast: „Allmächtiger, laß mich in meiner letzten Stunde nicht den Verstand verlieren! Laß mich noch eine Weile klaren Sinnes bleiben, um meiner Kinder willen!“ Aber die Stimme war hart wie Metall, als sie sagte: „So schreib deiner Mutter, daß sie um Gottes-, um der Kinder- und um meinetwegen hierherkommen möchte und die Kinder zu sich holen! Es ist das mein letzter Wille! Und hier ist noch ein Geschenk an dich!“ Sie streifte ihren Ehering vom Finger und reichte ihn hin. „Ich brauche ihn nicht mehr.“ Er stutzte und riß erschrocken die Augen auf, streckte aber doch unter dem Zwang ihrer seltsamen Augen mechanisch die Hand aus und steckte den Ring zu sich. „Und nun,“ fuhr sie fort, ihn unverändert unter der Gewalt ihres wie versteinerten Blickes haltend, „ist es Zeit, daß wir Abschied nehmen! Der Urlaub ist zu Ende. Leb wohl und gute Reise! Ich muß jetzt Ruhe haben. Der Brief an deine Mutter geht noch heute fort!“ „In einer Stunde, ich schwöre es dir!“ sagte er, beugte sich über das abgewandte Gesicht seiner Frau und küßte ihre Stirne. „Auf gesundes, frohes Wiedersehen also!“ Und als sie sich nicht rührte, ging er. Ganz furchtsam und gedrückt schritt er zur Tür; aber draußen fand er bald seinen Humor wieder. „Sie wird nicht wieder besser,“ sagte er zur Schwester, „und mich ruft nun die Pflicht zurück! Leben Sie wohl!“ Und er reichte ihr mit eleganter Verbeugung die Hand: „Wie schade, daß hier nicht der Ort und die Gelegenheit ist, Ihnen von meiner Kunst eine kleine Probe zu geben! In Baßpartien bin ich unvergleichlich!“ Und lächelnd, wie er am ersten Tag gekommen war, ging er jetzt aufgerichtet und elastisch davon. Drinnen lag die Kranke und schluchzte, als ob es nimmer enden sollte. Bei der Berührung seines Kusses hatte sie mit Abscheu sich tief in sich zusammengezogen; als aber

der warme Hauch seines Mundes sich hob, fühlte sie voll Jammer, wie der Mann, der jetzt für immer von ihr ging, der Abgott ihres Lebens gewesen war, und es überkam sie ein so heißer Schmerz, daß die Erstarrung in ihr wich und sich in Strömen von Tränen löste.

So anders war also der Ausgang, an dem sie nun stand. Ihr ganzes Leben zog in dieser Stunde des Zusammenbruchs noch einmal an ihr vorüber. Sie kannte es erst seit ihrer Ehe mit ihm. Da hatte für das junge verwaiste Ding das Leben erst begonnen. Da hatte es Gestalt und Farbe angenommen. Was konnte ihr die viele Arbeit anhaben und die knappen Bissen von Anfang an? Sie darbte ja nicht, wenn sie abends von einem beschatteten Winkel des Theaters aus ihren Held im Glanz des Lichts vor der Rampe sah! Dann hatten sich nach und nach die Kinder eingestellt, und er war ins Weite gezogen, um bessern Verdienst zu suchen. Wie flogen da ihre Hände von früh bis spät, um die Kleinen zu füttern, zu kleiden und ihnen das Nest zu bewahren! Und mit welchem Stolz hat sie in den Kinderherzen ein glänzendes Denkmal ihres Vaters aufzurichten verstanden! Was für ein Meer von Sorgen hat sie täglich umgeben, während er aus der Ferne fröhliche Briefe schrieb, und wie ist es ihr nur möglich gewesen, obenauf zu bleiben und sich und die Kinder heil und redlich durchzubringen! Und die ganze Summe ihrer Beschwerden für ein Nichts, für ein Phantom, das sie angebetet! All die Kraft und die Gesundheit ihrer jungen Jahre hatten sich aufgezehrt in den Anstrengungen, über ihre und der Kleinen nötigste Bedürfnisse hinaus dem Geliebten in der Ferne noch einen Sparpfennig zu senden! Er hatte ihr Herzblut getrunken und sich dann gelassen den Mund gewischt. Nun lag sie ausgesogen, und die Kinder verloren ihre Mutter. Was waren alle Leiden ihres schweren Krankenlagers gegen diese eine Erkenntnis! Warum mußte sie noch angesichts des Todes erwachen? Konnte sie nicht hinübergehen und nie sein wahres Gesicht gesehen haben? Sie hatte ja nicht gewagt, ihm von ihrem Krankſein Nachricht zu geben, aus Furcht, es möchte ihm zu wehe tun! Sie schlug ein grelles Lachen auf und erbebte über das fremde Gelächter. Wie lag sie seiner harrend, zuversichtlich und glaubensstark, als ihres Befreiers aus qualvollen Schmerzen, ihres Retters aus den Armen des Todes! Und als er endlich zu ihr trat, fühlte sie sich wirklich gesunden, fühlte sie mit innerem Jubel und überquellender Dankbarkeit sich dem Leben zurückgewonnen. Nun hatte das Schicksal das Ziel ihrer Sehnsucht gewendet. Mit Grauen trennte sie sich von ihrem Leben des Trugs und der bittersten Täuschung. Hatte sie sich bis jetzt an das Dasein geklammert mit der unerhörten Kraft des jungen und liebenden Menschen — nun gleitet alle Lebensenergie wie ein überflüssiges Gewand von ihr. Die Sinne drängen nach Ruhe, und ihre zertretene Seele steht nicht wieder auf. Aus den Armen eines elenden Gatten fliehend, öffnet sie weit und sehnsüchtig ihre Arme dem echten Retter — dem Tode — — — — — — —

Laupen.

Nachdruck verboten.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Das Städtchen Laupen an der bernisch-freiburgischen Grenze feiert dieses Jahr seine sechshundertjährige Zugehörigkeit zu Bern: es war die erste Gebietserwerbung der Stadt Bern auf dem Wege zu ihrer künftigen Größe und Machtstellung, die dann dreißig Jahre später auf dem Schlachtfelde von Laupen ihr festes Fundament erhielt. Laupen ist eine Gründung der Grafen gleichen Namens, deren Stammburg sich über dem Orte erhebt; es war im dreizehnten Jahrhundert eine Zeit lang reichsunmittelbare Stadt gleich Bern und wurde von letzterem 1308 anscheinend durch Verpfändung erworben, während der eigentliche Ankauf erst 1324 erfolgte.

Laupen ist geschichtlich bekannt durch den großen Sieg, den die Berner in seiner Nähe am 21. Juni 1339 erstritten. Die rasch zunehmende Macht Berns war dem Adel des schweizerischen Burgund wie der österreichisch gesinnten Nachbarstadt Freiburg gleich unwillkommen, und beide verbanden sich zu seiner Vernichtung. Der erste Stoß des Ritterheeres galt der jungen Bernerstadt Laupen, die man durch Ueberrumplung im Vorbeigehen nehmen wollte. Aber die Berner waren vorsichtig gewesen und hatten noch zur rechten Zeit eine Verstärkung der Besatzung in die kleine Feste geworfen, und diese verteidigte sich nun tapfer, sodaß die Stadtbürgerschaft Zeit fand, ihre Kriegsmacht zu verstärken und ihrerseits dem Gegner entgegenzuziehen. Als ihre etwa 6000 Mann starke Schar am Nachmittag des 21. Juni auf dem Plateau hinter dem Schloß Laupen anlangte, fand sie das fast dreimal stärkere gegnerische Heer schon zu ihrem Empfange gerüstet. Der Feldhauptmann der Berner, Rudolf von Erlach, wollte mit seinen ermüdeten Leuten an diesem Tage nicht mehr angreifen, und schickte sich an, im Angesichte des Feindes sein Lager aufzuschlagen; aber die übermütige burgundische Ritterschaft konnte es nicht unterlassen, die Berner zu verspotten und zu necken, sodaß aus dem allmählich entstandenen Geplänkel gegen Abend sich die grimmige Schlacht entwickelte. Die gereizten Berner drangen mit Wucht auf das feindliche Fußvolk ein und überrannten es nach kurzer Gegenwehr; schlimmern Stand hatten die Hilfstruppen aus der Urschweiz, die sich den Ehrenplatz gegen die Ritterschaft ausgebeten hatten. Mit ihren kurzen Hellebarden und Morgen-

Schloß Laupen, von der Südseite; im Vordergrund die Sense.